

Frauenstimme

Nr. 5 * 45. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

1. März 1928

Baut mit Frauenrat!

Das Bauen ist bisher Männersache. Jetzt rücken zwar eine bedeutende Anzahl von Frauen in diesen Beruf ein. Aber es wird doch immer noch eine Reihe von Jahren dauern, ehe der praktische Sinn des weiblichen Geschlechts sich im Bauwesen ausdrücken kann.

Die Häuser, die städtische Familien zu bewohnen gezwungen sind, hat der Maurermeister oder auch der Baumeister bis ganz nahe an die letzte Zeit heran nur von dem Gesichtspunkt aus gebaut, den vorhandenen Raum möglichst vorteilhaft für den Besitzer, nicht für den Bewohner aufzuteilen.

Nachtdunkle Gänge, nur von einem Fenster aus erhelltete Zimmer, die jedes räumliche Gefühl vermissen lassen, stiefmütterlich bedachte Baderäume und Toiletten, lächerliche Winkel, die man Speisekammern nennt, sind auch in den sogenannten gut bürgerlichen Häusern meist zu finden. Die Quartiere des arbeitenden Volkes sind fast durchweg von grauerregender Häßlichkeit. Da ist alles finster und gedrückt, nichts ist versucht, um den Bewohnern etwas wie eine Heimat zu schaffen. Hygiene ist meist ein unbekannter Begriff. Die Höfe sind Schächte, auf denen der Abfall menschlichen Hausens ausgeschüttet wird und die Innenluft dieser Mauern verdirbt. Hier trifft man die Menschen, die nichts weiter haben als ihre Wände, die sich nie die Erholung einer Reise gönnen können.

Bei dieser Bauerei ohne Liebe zum Werk ist nie eine Frau nach ihren Erfahrungen und ihrer Meinung befragt worden. Die Frauen hätten den berufenen und den unberufenen Baumeistern, selbst in unserer Profitwirtschaft wohl sagen können, was fehlerhaft und unglücklich konstruiert ist, was sich im Gebrauch nicht bewährt, was ihnen in der Reinhaltung sinnlose Mühe verursacht, ohne im mindesten schön zu sein. Der praktische Sinn der Frau ist nie gerufen, ihr Rat nirgend gefordert worden. Dabei sind unsere Wohnhäuser die Arbeitsstätte der Frauen. Ihnen fällt es zur Last, in unpraktisch gedachten Wohnräumen das Leben der Familie einzurichten. Wieviel Lebenskraft und Lebensfreude mag nutzlos an Dinge vertan worden sein, die ein hilfloser Baumeister ausbrütete und an dessen Puscharbeit sich noch manche Frauengeschlechter zu reiben haben, bis all der Bautenwust von schlechtentworfenen, üblen Stadtwohnungen einer besseren Baumethode und einer gewissen Baukultur gewichen sein wird.

Die 80er und 90er Jahre haben uns den staubfangenden Stück in den Wohnräumen beschert, samt Türauffäßen und Ofenbetrömmungen, die eigentlich niemals sauber sein können. Sie müssen sehr oft gebürstet, ihre verrückten Kringel gepeist

werden; schön wird sie doch kein Mensch von Geschmack finden. Es sind Fenster angelegt worden, bei denen der Architekt nicht im mindesten bedacht hat, wie kann eine Frau sie jemals reinigen? Sie müssen herausgestemmt werden; bei uns kommt kein „Glänzwäscher“ wie in Holland, der sie von außen auf einer Riesenleiter putzt. Unsere Kachelöfen bieten keine Möglichkeit einer einigermaßen hygienischen Aschenentfernung; man muß hineinlängen und ausschäufeln und doch

könnte die Asche durch einen Korb in einen Kasten fallen, der herausgenommen und im Aschenkasten des Hofes von Zeit zu Zeit entleert wird. Jede Frau hätte dem Baumeister über die Außenfronten sagen können: Bauen Sie keine schmutzfangenden Rillen in die Fassade, legen Sie die Fenstersimse nach außen mit breitem Vorsprung an, damit Regenwasser nicht über den Gesims abtropft, sondern ins Freie abtropft. Wir können Gebäude, sogar allerneuesten Datums feststellen, bei denen ein sparsames Fenstersims eng an der Front endet; es ist aber ein recht teures Sims, denn das Wetter wäscht den Staub nach rechts und links in schwarzen Streifen auf der Fassade aus; kaum ein Jahr ist eine solche Hauswand sauber.

Wir würden sagen: Grundsatz sei dem Bauherrn, daß jede Wohnung einen Platz zu freiem Luftholen habe, Balkon, Loggia, Dachgarten, eines von ihnen müßte unerläßlich sein, weil es zu einem menschlichen Leben gehört, weil es sozial und hygienisch so wichtig ist wie der Baderaum. Wir würden sagen: Bau keine endlosen Korridore, in deren Lede man sich müde läuft, baut keine Bratösen am Fußboden, vor denen man wie ein Feueranbeter auf den Knien liegen muß, macht die Türgriffe aus

Weißmetall oder starkem Glas, daß wir sie nicht dauernd putzen müssen! Unsere Zeit ist auch Kraft, meistens ist sie auch Geld.

Es ist nicht nur Kritik, es sind praktische Winke in Menge bei den Hausfrauen zu holen. Wir finden in unseren Küchen meist ein komisches Möbel vor, das einzige, an das der Hausbauer denkt: ein Brett zum Aufreihen von Töpfen. Ein herrliches Staubfangegerät, möglichst noch über dem Herd angebracht, wo die Gegenstände besser zuruhen können. Wir wollen das gern dem gedankenlosen Erbauer künftig schenken; er soll dafür aus fünf mäßigen Brettern einen Wandschrank einbauen, die Türen von oben bis unten verglast, dann sparen die Haushalte Anschaffung des Küchenschrankes und können ihr Geschirr viel wirkungsvoller zeigen wie auf dem Rahmen.

Es wäre so vieles und manches so einfach, ohne viel Mehrbelastung des Baubudgets den Wohnungen mitzugeben.

An die Frauen.

Aus unserem Schoße ringt sich die Kraft
Die unter Schmerzen die Zukunft schafft —
Der Atem des Lebens geht wuchtig, geht schwer,
Auf steiniger Straße ein sieberndes Heer —
In hoffender Liebe, in zögernder Pein
Es drängt in die Speichen, es wirft sich hinein
Dem Morgen entgegen, aus Elend und Not!
Wild donnern die Takte! Die Zukunft ist rot!
Faßt Schritt ihr Millionen, ihr Arbeitsfrau'n,
Es gilt der Zukunft die Brücke zu bau'n!

Die Straße ist weit — unendlich ihr Schritt
Die Straße ist groß — wir hämmern sie mit
Wir schlagen den Pfad —, zu Ende die Fron,
Das würgende Dunkel, der Hungerlohn!
Die Funken fliegen, das Morche zerfällt
Aus unsern Wunden formt neu sich die Welt!
Wir lassen ein Rinnsal von Tränen zurück —
Was kommt, das ist Ernte! Ihr gilt unser Blick!
Heraus, die ihr in Not verbrennt
Die ihr in dumpfen Kammern pennet
Die ihr das Leben schafft und webt
Die ihr des Daseins Früchte hebt
Im Dienste jener, die euch knechten
Um Lohn betrügen und entrechtet!
Der andere praht — euch fehlt's an Brot
Euren Kinder schlägt man die Jugend tot — — —
Faßt Schritt ihr Millionen, ihr Arbeitsfrau'n,
Es gilt der Zukunft die Brücke zu bau'n!

Das glatte Bierdeckel ist durchaus nicht die glücklichste Form eines Raumes; man kann sie leicht durch eine Nische behaglicher machen. Eine Wandhälfte zur Nische genommen, ergibt im Nachbarraum wieder eine Nische; damit läßt sich manches hübsche anfangen. Auch die Anregung zur Blumenzucht könnte vom Hause ausgehen; es braucht nur jedes Fenster gut in den Bau eingegliederte Tonkästen mit Erde zu besetzen und der Wettstreit schöner Blumenfenster wäre geboten. Wenig würden die paar Gleichgültigen besagen, wenn jedes Fenster sommerlang von fröhlichen Farben umfäumt ist. Dann kann sogar eine Mietskaserne hübsch sein. Für unschädlichen Abfluß von Gießwasser kann die Konstruktion sorgen.

Ein paar Anregungen; sie lassen sich im Nu verzehnfachen. In Amerika hat gesundes praktisches Denken zu Bauweisen geführt, die wir uns einstweilen für die Allgemeinheit nur träumen können. Ein Teil aber des Vernünftigen und Schönen läßt sich auch bei uns fordern, und Frauen, die in öffentlichen Aemtern stehen, müßten recht energisch sagen, daß nicht nur Wohnungen zu bauen sind, sondern daß man auch hören soll, was sie an Verbesserungen dringend zu wünschen haben, damit aus dem lieblosen Ding der Mietswohnung ein Heim werde.

Baut nicht weiter ohne Frauenrat!

Elsa Maria Bud.

Selbstvertrauen.

In einer österreichischen Versicherungsgesellschaft arbeiteten zwei Frauen seit dem Jahre 1919 (dem Inkrafttreten des Betriebsrätegesetzes) im Betriebsrat mit und hatten sich bei den Kollegen und auch bei dem Unternehmer eines gewissen Ansehens erfreut. Da plötzlich fühlten sich die männlichen Betriebsräte in „ihrer Arbeit gehindert“, es kam zu Zwistigkeiten und nun gab es eine Gruppe von Angelegten, die unter der Führung der „behinderten Betriebsräte“ gegen die „Weiber“ losgingen. Da gab es Argumente, die bis ins vorige Jahrhundert hineinreichen, ganz abgesehen von dem geistreichsten: „Wir brauchen keine Weiber, die Mittelwirtschaft muß aufhören.“ Als nun zum Termin der Betriebsratswahlen der bisherige Obmann eine Liste ohne die Frauen aufstellte, entschlossen sich die Frauen und gaben eine Liste heraus, in der eine Frau als Listenführerin und eine an dritter Stelle stand.

Die Wahlagitatorin wurde von der „männlichen Gruppe“ fast im Stile einer Nationratswahl gemacht, während die Frauen nur zwei Flugblätter, sachlich und vornehm, erscheinen ließen. Am Wahltag stellte sich nun heraus, daß es den „männlichen“ Wahlwerbenden nur mit einer Gruppe von anstaltsfremden Inkassanten und den „weiberfeindlichen“ Kanzleigehilfen gelang, die Mehrheit mit fünf Mandaten zu erringen. Immerhin errang die Liste der Frauen drei Mandate und es zogen die so angefeindeten beiden „Weiber“ in den Betriebsrat ein.

Es dürfte dies der erste Fall sein, daß im Wahlkampf weibliche Listenführer vorkamen, zeugt aber von dem Selbstvertrauen der Frauen, die wußten, daß nicht nur die Frauen, sondern auch die vorgeschrittenen Männer nicht mehr „den Mann“, sondern den tüchtigen Menschen als ihren Vertreter wählen.

Auch bei den Beamten der städtischen Elektrizitätswerke in Wien zeigte sich dieselbe Tendenz und auch dort haben die Frauen eine eigene Liste aufgestellt, wovon ebenfalls zwei gewählt wurden.

Hausangestellte vor dem Arbeitsgericht

Die Prozesse der Hausangestelltenkammern am Berliner Arbeitsgericht haben in unvorhergesehenem Maße zugenommen. Zu der Kammer 37 sind die Kammern 37a, b und c gekommen; in der letzteren werden vor allem die Portiersachen verhandelt, die bis dahin an alle Kammern verteilt waren.

Seit dem 1. Juli 1927 sind im ganzen 28 500 Prozesse beim Arbeitsgericht anhängig geworden, davon entfielen 3900 auf die Hausangestelltenkammern, bis zum 31. Dezember 1927 wurden davon ungefähr die Hälfte erledigt, hiervon fast zwei Drittel durch Vergleich.

Der Tendenz des Gesetzes, in allen Lagen des Prozesses zu einem gütlichen Ziele zu kommen, wird also in hohem Maße entsprochen. Das ist auch in sehr vielen Fällen wünschenswert und angebracht, jedenfalls da, wo auf beiden Seiten gefehlt ist, oder wo Mißverständnisse vorgeherrscht haben. Das kommt häufig vor, besonders bei temperamentvollen und heftigen Charakteren, die in der Erregung des Augenblicks sprechen und handeln. Bei solchen Anlässen zur Klage wird der Vergleich auch niemals Erbitterung zurücklassen, und oft verlassen beide Parteien zufrieden und erleichtert den Sitzungssaal.

Unvollkommenheit beim Ehelehrer.

Krach bei „Ehenot“.

Der Dr. van de Velde hat ein erfolgreiches Buch geschrieben, ein Buch über „Die vollkommene Ehe“, ein Buch, in dem mit erfreulicher Offenheit die These aufgestellt und verfochten wird, daß für die vielen, nockleidenden Ehen nicht allein wirtschaftliche und soziale Gründe maßgebend seien, sondern in noch weit höherem Maße das erotische Ungeschieh der Ehepartner. Und da in dem Buch nicht allein graue Theorie gepredigt wird, sondern ihm sozusagen eine Reihe von „Ausführungsbefimmungen“ beigegeben sind, so hat das Buch in kurzer Zeit ein großes zahlungsfähiges Publikum erworben.

Nun wurde ein Vortrag des Verfassers dieses vielleicht weniger bekannten als berühmten Buches angekündigt — ein Vortrag in der Philharmonie, dem größten Konzertsaale Berlins. Der Dr. van de Velde rief und alle, alle kamen: Mann und Weib, Junge und Alte, Frauen vor und jenseits der gefährlichen Altersgrenze, kurz, „ganz Berlin“ — jenes Berlin, das immer und überall dabei gewesen sein muß. Denn ein Vortrag des so schnell bekanntgewordenen Mannes über „Die Erotifizierung der Ehe als Rettung aus der Ehenot“ mochte manchem und mancher allerlei Sensationen versprechen. Und so war trotz der reichlich bemessenen Eintrittspreise von 2—8 Mark der Riesensaal der Philharmonie bis auf den letzten Platz, bis in den entferntesten Winkel gefüllt.

Als von de Velde, der im übrigen einem braven Neuphilologen entschieden ähnlicher sieht als einem dämonischen Professor der Liebeskunst, mit seinem Vortrag begann, erwies es sich, daß seine Stimme kaum über die ersten Reihen des offenen Parketts reichte, zu schweigen von den überfüllten Balkons und den überdeckten Seitengängen. Das Publikum stürmte das Podium, stand in dichtgeballten Massen in den Parkettgängen, nichts half. Signalarpfeifen und Hauschlüssel traten als Musikinstrumente in Aktion, lungenträftige Volksredner machten in jedem Viertel des Riesensales zu gleicher Zeit Reformvorschlüge oder veranstalteten Protestversammlungen, die Schupo verlangte Freigabe der Saalgänge und drohte Räumung an, schließlich wurde durch eine Volksabstimmung mit zweifelhafter Majorität die Verlesung des Manuskripts einem lungenträftigeren Herrn übertragen, nachdem ein großer Teil des Publikums freiwillig auf die weiteren Genüsse des Abends verzichtet und den Saal verlassen hatte.

Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld übernahm nun als Rettungsel die weitere Verlesung des Manuskripts, und so wurde der Vortrag, wenigstens soweit als nur akustische Probleme zu überwinden waren, dem im Saal verbliebenen Publikum endlich verständlich gemacht. In seinem Manuskript erklärt van de Velde, daß die Ehe nicht nur ein biologisches, ein wirtschaftliches, ein metaphysisches Problem, sondern auch vor allem und in erster Reihe ein erotisches Problem sei. Die Befriedigung der erotischen Bedürfnisse der Ehepartner in der Ehe sei der große Aktivposten im Ehekonto. Sei er vorhanden, so werde die Ehe trotz aller anderen Schwierigkeiten nicht so bald zu den nockleidenden Ehen zählen. Nockleidend aber seien alle Ehen, in denen die Unlustgefühle eines der beiden Partner die Summe der Lustgefühle überstiegen, ohne daß es darum zu großen Ehekatastrophen gekommen sein brauche. Die Schwierigkeit liege nun darin, die Ansprüche der Ehepartner gegeneinander auszugleichen und verständlich zu machen und das sei in den meisten Fällen leichter, als es auf den ersten Blick erscheine, denn es gäbe keinen „absoluten Mann“ und kein absolutes Weib, jedes der beiden Geschlechter verfüge in sich ja auch über genügend Elemente des anderen Geschlechts, so daß ihm von dieser Basis aus die Einfühlungsmöglichkeit in die Seele und in die Sinneswelt des anderen Geschlechts gegeben sei. Nur die Erotik könne den Gegensatz der Geschlechter überwinden, aber in der praktischen Erotik würden von den meisten Eheleuten aus Unkenntnis der physiologischen Voraussetzungen des anderen Geschlechts oft nicht mehr gutzumachende Fehler begangen, sowohl durch Vernachlässigung wie durch Ueberfättigung. Aufrechterhaltung der erotischen Spannung sei die Aufgabe der Ehepartner. Diese Spannung sei für die körperliche, noch mehr für die geistige Leistungsfähigkeit des Individuums ebenso förderlich und notwendig wie die Befriedigung. Leider werde von beiden Geschlechtern gegen ihre Aufgaben gesündigt; jeder der Partner suche nur seine eigene Befriedigung, und der Egoismus sei der Bürger allen Eheglücks. Die Ehe aber sei noch immer allen anders gearteten Bindungen an Glücksmöglichkeiten weit überlegen, und so sei nicht die Zerstörung, sondern die Gesundheit der Ehe die Hauptaufgabe unserer Zeit.

44 weibliche Dozenten gibt es zurzeit an 20 deutschen Universitäten. Sie halten Vorlesungen auf den verschiedensten Wissensgebieten ab, eine von ihnen doziert an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin.

Kinderbeobachtungen.

Jede Mutter hält ihr Kind für schön und geschickt. Dies Thema ist daher in den Gesprächen der Mütter unerschöpflich. Das erste Wort, das erste Sich-Ausrichten, der erste Schritt gibt Anlaß zu Berichten und Vergleichen. Das eine Kind spricht früh und lernt schwer laufen, beim anderen ist es umgekehrt; manches zeigt besondere körperliche Schönheit, ein anderes nimmt auffallend rasch die geistige Beziehung zur Umgebung auf. Und wenn man alles durchgesprochen hat, dann fängt es wieder von vorne an, denn so ein kleiner Knirps lernt gerade in den ersten zwei Jahren seines Lebens so viel und so vielerlei! Mehr als je wieder in seinem Leben. Wenn man nur einmal gelernt hat, darauf zu achten, entdeckt man so viele Dinge, daß man sie gar nicht im Kopf behalten kann. Ist die Mutter von Berufs- oder Hausarbeit nicht überlastet, dann sollte sie sich ein Tagebuch anlegen, in das sie regelmäßig die Neuleistungen mit genauer Altersangabe einträgt.

Wenn viele Mütter ihre Beobachtungen vergleichen, kann man sicher herausbekommen, was ein Kind im Durchschnitt können soll. Was kann man also alles beobachten? Wer weiß z. B., wann ein Kind zum ersten Male gelächelt hat, wann es gelernt hat, einem Gegenstand mit den Augen zu folgen, wann es gelernt hat, den Vater von andern Männern zu unterscheiden?

Mutterliebe täuscht allzu oft. Wenn man aber solche Aufzeichnungen vergleicht, dann kann man wirklich beurteilen, ob ein Kind sich schneller oder langsamer entwickelt als der gleichalte Spieltkamerad.

Man muß sich aber nicht einmal auf so zufällige Beobachtungen verlassen; man kann direkte Prüfungen anstellen, um zu sehen, ob das Kind sich schon sinnvoll benehmen kann. Legt man z. B. einem 4 Monate alten Kind ein Tuch über den Kopf, so kann das Durchschnittskind die schwere Arbeit, sich davon zu befreien, noch nicht im Sitzen vollbringen, es muß sich dazu hinlegen; mit 6 Monaten bleibt es aber bei dieser selben Aufgabe schon stolz sitzen.

Werden die Kinder ein bißchen größer, dann gibt es erst recht viele Beobachtungsmöglichkeiten. Wieviele Wörter kann ein Kind mit 10, mit 16, mit 20 Monaten sprechen? Was spielt es am liebsten? Es kann z. B. manchmal unglaublich interessant sein, einem Kind beim Bauen zuzusehen. Manche Kinder sagen: „So, jetzt bau ich mir ein Haus.“ Sie sind also schon imstande, eine Absicht auszuführen. Andere wieder bauen wild drauf los und benennen ihr Kunstwerk erst im nachhinein: Sofomotive oder Haus oder Elefant, je nachdem. Sie haben also noch keinen festen Plan. Ebenso ist es beim Krabbeln, einer Lieblingsbeschäftigung aller Kinder. Da kann man manchmal die lustigsten Geschichten belauschen, die sie sich selbst zu ihren Zeichnungen erzählen. Wieder gibt es Kinder, die sich vor dem Zeichnen vornehmen: ich mache jetzt einen Baum, und andere, die im nachhinein ihr Gekritzeln anschauen und ganz überzeugt ausrufen: das ist ja ein Baum!

Eine Reihe sehr hübscher Versuche kann man machen, indem man dem Kind verschiedene Bewegungen vormacht, ohne es zum Nachahmen aufzufordern, und nun feststellt, wann dem Kind zum erstenmal der Gedanke kommt: das kann ich ja auch! und es nun beginnt, die eine oder die andere Bewegung nachzuahmen; Arme schwingen oder heben, ein Papier zerreißen, einen Gegenstand von einem Platz auf den anderen legen, sind dazu besonders geeignet.

Eine besondere Form der Nachahmung ist das Nachsingen einer Melodie oder zumindest einiger Töne. Die meisten Kinder erfassen die Tonwelt erst nach dem zweiten Jahr. Je älter die Kinder werden, desto aufregender werden die Ereignisse. Da beginnt plötzlich ein kleines Mädchen sich rhythmisch nach der Musik zu bewegen, ein anderes beginnt gar Witz zu machen! Gerade die Kinderwitze zeugen von einer schon recht hoch entwickelten Intelligenz; meist handelt es sich dabei um absichtliche Personenverwechslungen. Die Kinder lernen bald beim Erwachsenen Ernst und Scherz voneinander zu unterscheiden. So erklärte ein Kind von 26 Monaten, als man eine Scherzfrage stellte, ganz ernst: „Das weiß ich nicht, dazu bin ich noch zu klein.“

Dieses Kind hatte ganz besonders früh zu sprechen und zu assoziieren begonnen, es beklagte sich mit knapp zwei Jahren über die zu große Wärme seiner Suppe mit der wohlgelegtesten Rede: „So einem kleinen Kind gibt man so eine heiße Suppe!“ Aber es begann sehr spät und sehr ängstlich zu laufen.

Sehr wichtig ist die Einstellung des Kindes zum Essen überhaupt. Macht ein organisch gesundes Kind dabei Schwierigkeiten, dann ist das ein untrügliches Zeichen dafür, daß in der Erziehung dieses Kindes Fehler gemacht wurden, auf die es schon mit einer nervösen Einstellung reagiert. Der Einfluß von Milieu und Umgebung ist überhaupt auf die Entwicklung des Kindes von entscheidender Bedeutung. So wurde durch exakte wissenschaftliche Beobachtung festgestellt, daß Kinder, um die sich niemand kümmert, mit zwei Jahren kaum 50 Worte sprechen können, hingegen solche, mit denen die Umgebung sich viel beschäftigt, im gleichen Alter 200 Worte sprechen.

So könnte man noch lange weitererzählen von der Entwicklung des Kleinkindes. Jeder Tag bringt ein neues Wunder, wenn man nur erst gelernt hat, Wunder zu sehen. Beim Schulkind ist das Wundersehen schon schwerer. Man muß es von Anfang an geübt haben. Dann kann man wissender und verständnisvoller und mit ungleich größerer Freude das schwere Werk der Erziehung vollbringen. S. &

Mütter, die sich und ihre Kinder töten.

Zwei Gerichtsurteile.

„Familientragödie“ — „Mutter mit Kindern in den Tod gegangen“ — „Geöffnete Gashähne“ — und wie alle diese Schlagzeilen in dieser ständigen Rubrik der Großstadt- und Provinzpresse noch heißen mögen. Die unselbige Tat bildet das Schlußglied einer unheimlichen Kette von Demütigungen, Zweifel, Hoffnungen, Enttäuschungen, Qualen. Oft genügt ein ganz geringfügiger Anlaß, um die Schale der Seelennot zum Ueberlaufen zu bringen. Urteilt man bloß nach diesem Anlaß, so erscheint die Ursache zur Tat nur allzu nichtig. In Wirklichkeit liegt sie stets tiefer.

Nichtig erschien der Anlaß zum Selbstmord in den beiden Fällen, die fast zu gleicher Zeit ihre gerichtliche Lösung fanden — in London und in Paris. Junge Mütter hatten versucht, gemeinsam mit ihren kleinen Kindern aus dem Leben zu scheiden. Hier wie dort wurden sie im letzten Augenblick gerettet. Beide mußten vor Gericht erscheinen: die in London wegen versuchten Mordes an ihrem Kinde und wegen versuchten Selbstmordes — Selbstmord ist in England noch strafbar; die in Paris wegen leichter Körperverletzung an ihrem Kinde.

Paris.

Vor der 16. Strafkammer des Korrekzionstribunals am Polizeipräsidentium steht eine Neunzehnjährige, fast noch ein Kind. Im Dezember haben Vorübergehende eine junge Frau aus dem Kanal St. Martin stürzen. Beherzige Leute zogen sie aus dem Wasser und riefen sie nach vieler Mühe ins Leben zurück — mit ihr auch ihr 15 Monate altes Kind, das sie mit einer Schnur an ihren Körper gebunden hatte. Als die Mutter ihre Augen aufschlug, waren ihre ersten Worte: „Wir haben kein Geld.“

Nun steht sie mit niederge schlagenen Augen vor ihrem Richter. Sie fürchtet, daß man ihr das Kind nehmen würde, um dessentwillen sie mit in den Tod gehen wollte. Da man ihr nun das Leben zurückgegeben hat — will sie allein um des Kindes willen weiterleben. Das Gericht kann aber laut Befehl das Kind ihrer mütterlichen Fürsorge entziehen. Und der Mann bittet darum: „Wegen einer Bagatelle wollte sie aus dem Leben scheiden. Ich hatte in der Wäsche des Kindes Schmirke und Hautkrem verstreut gefunden. Deshalb gab ich ihr ein paar Ohrfeigen.“

Hat aber die junge Mutter etwa wegen dieser Ohrfeigen sich das Leben nehmen wollen? Nein! Die Nachbarn haben sie öfter schreien hören, und man wußte, daß die Frau mehr als einmal von dem Manne geschlagen worden war. „Ja, sie hatte sich bereits einmal vergiften wollen,“ sagt der Mann. Es schien, als bedauerte er, daß es ihr nicht gelungen war.

Das Gericht folgt nicht dem Staatsanwalt. Es entzieht nicht das Kind der mütterlichen Fürsorge. Das Urteil lautet zwar auf ein Jahr Gefängnis. Die Strafe wird aber ausgesetzt. Pariser Geschworene hätten die junge Mutter vor der Anklage, ihrem Kinde eine leichte Körperverletzung zugefügt zu haben, ohne Bedenken freigesprochen.

London.

Vor den Geschworenen steht die 24jährige Ruth Jones. Sie hatte eines Nachts die Gashähne geöffnet. Wohlthätig kam es aber wie eine Erleuchtung über sie. Selbsterhaltungstrieb und Mutterinstinkte bäumten sich auf. Sie schleppte sich mühselig zum Fenster, ließ das Gas ins Freie entströmen und hatte noch Kraft genug, die Gashähne zu schließen.

Und der Anlaß zu diesem Selbstmordversuch und Kindesmord? Man wäre geneigt zu lachen, wenn aus der Sache nicht der tiefe

Erst des Lebens hervorschauete. Der Mann, fanatischer Vegetarier, forderte von der Frau, daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch das Kind vegetarisch ernähre — dieses schwache, elende Wurm, von dem der Arzt gesagt hatte, daß es sterben müßte, wenn es nicht genügend ernährt würde. Sie bat den Mann, er möge doch für das Kind eine Ausnahme machen. Sie steckte diesem heimlich den einen oder anderen Bissen zu. Wurde sie aber dabei ertappt, so gab es böse Szenen. Die Mutter war voll Angst um ihr Kind. Der ständige Kampf mit dem Manne hatte sie seelisch und physisch gebrochen. Schwere Nervenfälle plagten sie. Und als ihr Mann sie eines Tages wieder ertappte, wie sie dem Kinde Verbotenes zu steckte, gab es eine erneute Auseinandersetzung. Nachts öffnete sie dann die Gashähne.

Das Gericht sprach die Angeklagte frei. Der Mann versprach aber, Frau und Kind nicht mehr mit seinem Fanatismus zu verfolgen.

Ein wichtiger Anlaß, ein fast lächerlicher Anlaß zum Selbstmord, eine Proteste wäre man geneigt zu sagen, und doch hätte es eine Tragödie werden können. So ist eben das Leben.

Wieviele Selbstmorde geschehen aber aus solchen wichtigen Anlässen, hinter denen tiefere Gründe liegen. Ein zufälliges Dazwischentreten eines Dritten — Eltern und Kinder wären gerettet. U. A.

Hinter den Kulissen der heiligen Allianz.

Das französische Wort „Cherchez la femme“ (das etwa bedeutet: „Dahinter steckt eine Frau“) als Ausdruck für die treibende Kraft hinter den Entschlüssen politisch führender Männer, behält so lange seine Berechtigung, als man der politisch aktiven Frau nicht selbst ganz allgemein den ihr gebührenden Einfluß auf die Politik zugesteht. Juliane von Krüdener, die indirekte Begründerin der nach den Napoleonischen Kriegen von den Monarchen Rußlands, Oesterreichs und Preußens geschlossenen „heiligen Allianz“, verdankte allerdings ihren Einfluß auf den Zaren Alexander nicht, wie die Pompadour, Doubarry usw., ihren damals verblühten weiblichen Reizen, sondern ihrer ekstatischen, mystischen Frömmigkeit. Ihre Rolle in der großen Weltpolitik ist bezeichnend dafür, was für Elemente auf das persönliche Regiment des Monarchen einen bestimmenden Einfluß gewinnen konnten, denn der Lebenslauf der Krüdener erinnert trotz einiger Lichtpunkte allzu stark an das berbe Wort von der „jungen Hure, alten Betschwester“. Die „heilige Allianz“, die Frucht ihres Seelenbundes mit dem empfindsamen Zaren, die mit stark an den heutigen Völkerverbund erinnernden Gedankengängen in die Geschichte eintrat, entartete bald zu einem Hort finsterner Reaktion und muffigster Frömmerei.

Die 1764 zu Riga als Tochter des reichen Staatsrates von Birkinghoff geborene Juliane wurde nach einer durch viele Reisen und wenig Unterricht angefüllten Mädchenzeit achtzehnjährig mit dem durch edle Gesinnung ausgezeichneten lurländischen Minister von Krüdener vermählt, der wenige Monate später als Gesandter nach Venedig, später nach Kopenhagen und Berlin verlegt wurde. Juliane, die durch Schönheit und Grazie Aufsehen erregte, tauchte unter im Strudel der Feste und der Bewunderung der Männerwelt. Die innere Unwahrhaftigkeit ihrer eiteln Natur offenbarte sich schon damals: Während sie in der Theorie für das ländliche einfache Leben des Moderomans „Paul und Virginie“ schwärmte, verbrauchte sie in der Praxis in einem einzigen Vierteljahr allein 20 000 Franken zur Bezahlung der Rechnung ihrer Modistin. Als sie bei Ausbruch der französischen Revolution von Südfrankreich nach Kopenhagen zu ihrem Manne fuhr, spannte sich zwischen ihr und dem sie begleitenden französischen Offizier ein Liebesverhältnis an. Ihre Ehe, der zwei Kinder entsprossen waren, wurde durch Julianes dauernde Reisen, ihren Hang zum Gesellschaftsleben und ihre Koketterie immer mehr zerrüttet.

Desto sonderbarer verhielt es, daß dieses genußsüchtige, leichtlebige Weltkind nicht ohne einen durch viele Jahre fortgesetzten gesüßvollen Briefwechsel mit dem Königsberger Geistlichen, späteren Erzbischof Borowski leben kann. Da schwärmt sie pödylich für „Gottesfurcht und Wahrheit“, fählt sich als „Werkzeug einer Vorsehung“ unter „moralischen Zeichen“, klagt über „Verfälschung der Moralität“, wünscht sich in „reinerer Gegenden“ und empfindet die Welt als „die Wüste Sahara für eine große und gute Seele“. „Daß Argus und Aufwand meine Seele nicht beglücken können“, schwindelt sie dreist und gottesfürchtig, und sie gibt vor: ich bin „gezwungen, in der großen Welt zu leben, die ich verabscheue“. Als Milderungsgrund für diese Verlogenheit darf allerdings angenommen werden, daß bei dieser selbstüberpannten Frau, wie bei allen Neurotikern, die Fähigkeit zur Selbsttäuschung und Lebenslüge stark ausgeprägt war, so daß sie im Augenblick sogar wirklich glaubte, was sie schrieb. In eigenartigem Kontraste zu diesen Charaktereigenschaften steht ihr stark ausgeprägtes soziales Empfinden, das sie veranlaßt, in Fällen großer Hilfsbedürftigkeit selbst einzugreifen und sich für die Uebertragung westlicher Zivilisationsideen (Schulzwang, Impfung) auf die noch halb vertierte lurländische Bauernschaft einzusetzen. 1807 hat sie sich auch in Ostpreußen tatkräftig um Verwundete und Kriegsgefangene bemüht.

Den Gipfelpunkt der Weltlichkeit erreichte diese sonderbare Heilige, als ihr sentimentaler Roman „Valérie“ großen Erfolg in der vornehmen Pariser Welt errang. Sie selbst war ihr eigener

Propagandachef, sorgte für gute Kritiken und fragte in allen Modeschäften nach Artikeln „à la Valérie“. Napoleon, dem sie das Buch dreimal in die Hände zu spielen mußte, erklärte aber nur ärgerlich, „dieser verrückten Krüdener den Rat zu geben, russisch oder deutsch zu schreiben, damit er von dieser unerträglichem Literatur verschont bleibe“.

Als in Livland ein früherer Anbeter Julianens tot vor ihrem Fenster niederstürzte, begann ihre große „Wandlung“, d. h. sie verlegte mit dem Eintritte des Alters das Schwergewicht ihres Lebens in die überspannte Frömmigkeit, die ihr bisher nur dekorative Pose gewesen war. Sie fing an, die „vollkommene und reine“ Liebe zu Christus zu predigen, und geriet unter den Einfluß recht fragwürdiger Propheten, u. a. der Bäuerin Maria Kummer, einer „der verschmiztesten Gaumerinner, die je die fromme Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen ausgebeutet haben“. Die Krüdener kaufte zweimal ein Gut in Süddeutschland für ihre Sekt, und ihr nimmermüder Ehrgeiz trieb sie, die Befanntschaft des Zaren Alexander zu suchen. Sie folgte ihm 1815 nach Paris, und dort sind die beiden täglich Psalmen singend, belend und diskutierend zusammen. In diese Zeit fällt die Entstehung der phantastischen Idee der „heiligen Allianz“, die das Gedächtnis der Krüdener auf die Nachwelt übermitteln hat.

Imer exaltierter gebärdet sich dann die „sahrende Hirsige“. Aus der Schweiz wird sie, die Mutter des russischen Befehlten, ausgewiesen. Dann lebt sie an der badischen Grenze in einem Bauernhäuschen, wo sie neben ihren Predigten und Betehrungsversuchen freigebig viel lindert. Schließlich wird sie durch die schwärmerische Verehrung ihrer Anhänger dahin gebracht, sich für eine Prophetin zu halten. Ueberall wird sie ausgewiesen und zuletzt unter polizeilicher Bewachung nach Rußland zurückgebracht, jedoch vom Hofe sergehalten. Ihr ehemaliger Seelenfreund Alexander befehlt ihr sogar in einem eigenhändigen Briefe Schweigen. In der Krim ist sie 1824 gestorben. Einer ihrer langjährigen Freunde charakterisiert diese merkwürdige, vorübergehend zu hohem politischen Einfluß gelangte Frau treffend als einen der „mit viel Einbildungskraft begabten Menschen, die ihren sonst richtigen und kultivierten Verstand so lang spannen, bis sie sich selbst und anderen ein Rätsel werden und sich in ihre Visionen so fest einstudieren, daß sie sich selbst glauben und zuletzt das Vermögen, sich zu enttäuschen, ganz verlieren“. Dieses Urteil eines Freundes charakterisiert die Krüdener als hysterikerin durch und durch. So gehört sie in das Bild eines Regierungssystems, das derart krankhaften, unberechenbaren Naturen einen maßgebenden politischen Einfluß gestattete.

Die Hirtsflechter-Tasse.

Es senzt und sinnt der Siejer-Hirt,
weil jene Zahl stets tiefer wird,
die anzeigt deutschen Volkes Blüten
in Klapperstoches emsig Mähen.

Der Siejer-Hirt, der Siejer-Hirt,
der zeigt uns klar: nicht schlief der Hirt!
Zu heben der Bevölkerung Masse,
ersann er — eine Künstlerfasse!

Für vieler Kinder reiche Zahl
zeugt sie, ein deutsches Ehrenmal.
Drum, Mitmensch, hast du voll das Dugend,
dann nahn sie, die Vehanung puzend.

Dem armen, aber saubren Mann
wird nur zuteil das Porzellan.
Wer Geld hat, oder nicht ganz akrein,
darf nie auf solch ein Stück gefast sein.

Sei, wie sich da das Volk bedaukt,
an Tassen hängt, zu Tassen drängt.
Sie ziert des Kaffeetisches Mitten,
Frau Müllern hat sie und Frau Schmidten.

Der Storch hat Arbeit wis noch nie
und auch die Tassenindustrie.
„Den fleißigen Eltern“ heißt die Ausschleift, —
da bringt man geru den zwölften Tauffleift.

„Nu Mutta, räum' den Küchenschranck
und bau den Nipps da vorne mang.
Und wenn ich meine Jahre nise,
ist krieg noch fertig dat Service!“

Dieses.

Kindermund.

Die Mutter will abends zur Molkerei gehen. Klein Inge aber hält Mutti zurück mit den Worten: „Warte doch bis morgen. Die Kuh hat ja die Milch schon den ganzen Tag bei sich. Morgen gibt sie wieder ganz frische.“

*

„Mutti, sag' doch, wie kann denn das Haar auf meinem Kopf wachsen, es ist ja gar kein Sand drin!“